

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Hörmann, Hans
Meinen und Verstehen

Grundzüge einer psychologischen Semantik

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch wissenschaft 230
978-3-518-27830-7

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 230

Die Art des menschlichen Daseins und Zusammenseins wird in hohem Maße durch zwei Akte gekennzeichnet, von denen wir nur ganz unbefriedigende wissenschaftliche Kenntnis haben: zwar sind wir uns der Tatsache bewußt, daß wir in der Sprache und mit ihr etwas meinen und etwas verstehen, aber wenn wir eine wissenschaftliche Klärung dessen suchen, was denn »Meinen« und »Verstehen« heißen, und was das »Etwas« ist, das gemeint und verstanden wird – dann finden wir entweder ein zwar einheitliches terminologisches Begriffsgefüge, das aber den verschiedenen Aspekten des Phänomens keineswegs gerecht wird, oder wir finden ganz heterogene und divergierende Sicht- und Analyseweisen, die ohne Berücksichtigung jeweils anderer Positionen von linguistischer, philosophischer und psychologischer Seite herangetragen werden.

Um über Sprachliches sprechen, um etwas über sprachliches Geschehen wissen zu können, kann die Psychologie weder auf die Sprachwissenschaft noch auf die Philosophie der Sprache verzichten. Gerade die Psychologie bedarf der Hilfe dieser anderen Wissenschaften, um nicht in planlosen Empirismus oder aber in leere Begriffsklitterung zu verfallen. Aber auch Linguistik und Sprachphilosophie vermögen eine befriedigende Klärung nicht jeweils allein zu erreichen – sie benötigen die Psychologie, um durch den Widerstand der Realität allzu planvoller Spekulation zu entgehen.

Das vorliegende Buch ist als Grenzüberschreitung par excellence angelegt. Es will dem Leser nicht *ein* System oder Modell des Meinens und Verstehens oder gar der Sprache oder des Sprechens vermitteln, denn solche Modelle könnten beim gegenwärtigen Stand unseres Wissens nur entweder zwar realitätsnah, aber wenig aussagekräftig sein, oder allzu spekulativ. Was dieses Buch anstrebt, ist sowohl bescheidener als auch anspruchsvoller: es will durch ständiges Hin-und-her-Gehen zwischen Linguistik, Psycholinguistik und Sprachphilosophie dem Leser deutlich machen, was er berücksichtigen sollte, wenn er über Meinen und Verstehen nachdenkt, und wie er dabei besser nicht denken sollte.

Hans Hörmann
Meinen und Verstehen

Grundzüge einer
psychologischen Semantik

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

5. Auflage 2016

Erste Auflage 1978

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 230

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1976

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-27830-7

Inhalt

Vorwort	7
Einleitung	8
Kapitel I	
Die Problematik des Zeichens als Zeichen der Problematik	14
Kapitel II	
Anfänge der Psycholinguistik	28
Kapitel III	
Kompetenz und Performanz	33
Kapitel IV	
Grammatik: Syntax und eine arme Verwandte	60
Kapitel V	
Das Lexikon und seine Dimensionen	78
Kapitel VI	
Funktionalistische Analyse semantischer Dimensionen	122
Kapitel VII	
Der Begriff der Sinnkonstanz	179
Kapitel VIII	
Die Generative Semantik	213
Kapitel IX	
Die Sprachphilosophie als Freund und Helfer	246
Kapitel X	
Die russische Sprachpsychologie	283
Kapitel XI	
Die nichtverbale Situation, in der Sprache geschieht	310
Kapitel XII	
Anfänge der Sprache	339
Kapitel XIII	
Die Ich-Zentriertheit des Äußerungsfeldes	394

Kapitel XIV

Was geschieht in einem Satz? 425

Kapitel XV

Ebenen und Vektoren des Verstehens 460

Schluß 497

Literaturverzeichnis 507

Autorenverzeichnis 539

Sachregister 546

Vorwort

Linguistik und Psycholinguistik befinden sich gegenwärtig in einem Stadium, in welchem Nachdenken über die wissenschaftstheoretischen und begrifflichen Grundlagen ihres Zusammenhangs mehr als früher nötig ist. Das zeigt ein Blick in die wissenschaftliche Literatur, das ergab sich auch immer wieder in den sechs Jahren, die unsere Arbeitseinheit ›Sprachpsychologie und Informationsverarbeitung‹ nun an der Ruhr-Universität tätig ist.

Michael Bock, Hans-Georg Bosshardt, Johannes Engelkamp, Gerda Lazarus und Gregor Terbuyken haben durch ihre Anregungen, ihre kritischen Fragen und ihre Lösungsvorschläge entscheidend zum Entstehen der – immer noch vagen – Konzeption beigetragen, die hier vorgelegt wird. Dafür und für die Loyalität ihrer Mitarbeit danke ich ihnen sehr herzlich.

Zu danken habe ich auch Elke Stoelting und Angelika Hofmann für die Hilfe bei der Erstellung des Manuskripts und der Register.

Trotz dieser Hilfe hätte dieses Buch an einer deutschen Universität derzeit wohl nicht entstehen können – wer Hochschullehrer des Faches Psychologie ist, findet kaum mehr die Zeit und die innere Distanz, die man für die Integration scheinbar divergenter Gedankenstränge benötigt. In dieser Situation hat mir NIAS, das Netherlands Institute for Advanced Studies, ein Jahr lang Stille, unaufdringliche Anregung und exzellenten Service geschenkt. Dieser Institution sei daher das Buch in Dankbarkeit gewidmet.

Bochum, Juni 1976

Hans Hörmann

Einleitung

In der Wissenschaft steht am Ende mancher Periode stürmischer Entwicklung die skeptische Feststellung, daß man zwar rapide fortgeschritten ist, aber nicht genau weiß, wohin und ob der erreichte Ort mit dem anfangs intendierten identisch ist. Solches Unbehagen regt sich aus einer Reihe von Gründen heute sowohl in der Linguistik wie auch in der mit deren Schicksal eng verbundenen Psycholinguistik. Die angry young men beginnen, die ersten Pamphlete gegen das selbst noch neue Establishment zu schreiben.

Dieses generelle Unbehagen, deutlich und drängend gefühlt, läßt sich freilich nur schwer formulieren. Wir wollen versuchen, es ganz oberflächlich und vorläufig durch einige böse Behauptungen zu charakterisieren, die aus ihm erwachsen könnten oder tatsächlich erwachsen sind – Behauptungen, die alle so nicht ganz richtig sind, die sich trotz ihrer Widerlegbarkeit im einzelnen vielleicht aber doch zu einer ersten Skizze dessen addieren, was dieses Unbehagen meint:

- die Modelle und Theorien der Linguistik nehmen immer mehr ein Kompliziertheitsniveau an, auf welchem das Bewundernswürdige nur noch durch einen schmalen Grat vom Lächerlichen getrennt ist;
- die Inflation der publizierten Makro- und Mikrosysteme macht (trotz extensiver Literatur über die Kriterien für die Bewertung solcher Systeme in einem wissenschaftstheoretischen Metasystem) auf jeden Fall eine gewisse Beliebigkeit des Theoretisierens deutlich; und dies wiederum weist auf eine Kluft zwischen linguistischer Theorie und sprachlicher Realität (was immer das auch sein mag) hin;
- die Hauptgruppe der modernen Linguisten (nämlich die Vertreter der Generativen Grammatik) müssen sich den Vorwurf anhören und vielleicht sogar gefallen lassen, voreilig zu glauben, die von ihnen untersuchte und beschriebene Sprache sei *die* Sprache, obwohl sie doch das Problem völlig ignoriert hätten, wie die *Funktionen* der Sprache in ihr Modell zu integrieren seien (COSERIU 1973);
- die Entwicklung der modernen Linguistik und die mit ihr

zusammenhängende der Psycholinguistik seit der Mitte der fünfziger Jahre haben für eine Klärung vieler aus der aktuellen Sprachbenutzung sich ergebender Probleme relativ wenig erbracht – haben sie uns etwa gelehrt, Sprachenlernen und Sprechenlernen so zu verstehen, daß daraus praktisch relevante Konsequenzen gezogen werden könnten? Wenn man früher simpel sagte, ein Mensch verstehe einen gehörten Satz, und jetzt formuliert, er versähe einen Input mit syntaktischen Beschreibungen, die dann semantisch interpretiert würden – bedarf es da denn außer einer intellektuellen Anstrengung nicht auch einer des guten Willens, um derartige Veränderungen als Zeichen des Fortschritts erkennen und anerkennen zu können?

Das sind ein paar Bemerkungen, die alle »so nicht richtig« und auch nicht ganz haltbar sind – selbstverständlich. Blendet man sie zusammen, läßt man sozusagen die rationale Kontur zwischen ihnen verschwimmen, so bleibt freilich doch ein Rest. Und dieser Rest ist der Vektor des Unbehagens, von dem wir gesprochen haben. Anspruch, Ausgangsbasis und Vorgehensweise der Linguistik einerseits – und andererseits die Konsequenzen, die sich daraus für die Psycholinguistik (historisch zufällig oder mit wissenschaftsimmanenter Notwendigkeit) ergeben haben, bilden sozusagen das Gelände, über welchem dieses Unbehagen liegt. Will man dieses Unbehagen nicht nur konstatieren, sondern – bis zum nächsten – durch eine etwas weniger unbehagliche »Zwischenlösung« zu ersetzen versuchen, so muß man es in seiner Genese durchsichtig machen.

Dabei sind in den uns interessierenden Bereichen eine Reihe verschiedener, aber vielfach verflochtener Entwicklungslinien zu berücksichtigen, die hier natürlich nur sukzessive aufgezeigt werden können. Sie dann simultan bewußt zu haben, ist nötig, um das zu verstehen, was wir bisher nur vage und emotional als Unbehagen bezeichnet haben.

Fragt man sich, warum dieses Unbehagen an und in zwei Wissenschaften emotional überhaupt als so irritierend empfunden wird, so findet man leicht eine Erklärung:

Die Art des menschlichen Daseins und Zusammenseins wird in hohem Maße durch zwei Akte gekennzeichnet, von denen wir nur ganz unbefriedigende wissenschaftliche Kenntnis

haben: Meinen und Verstehen. Zwar sind wir alle im Phänomen des Sprache-Habens uns der Tatsache bewußt, daß wir in der Sprache und mit ihr etwas meinen und etwas verstehen, aber wenn wir eine wissenschaftliche Klärung dessen suchen, was denn ›meinen‹ heißt, was denn ›verstehen‹ heißt, und was das ›etwas‹ ist, das gemeint und verstanden wird – dann finden wir entweder ein zwar einheitliches terminologisches Begriffsgefüge, das aber den verschiedenen Aspekten des Phänomens keineswegs gerecht wird – oder wir finden ganz heterogene und divergierende Sicht- und Analyseweisen, die ohne Berücksichtigung jeweils anderer Positionen von linguistischer, philosophischer oder psychologischer Seite herangetragen werden.

In jedem Falle scheitern diese Ansätze; sie scheitern nicht zuletzt an ihrer Abgeschlossenheit gegenüber dem, was man zwar freundlicherweise die Nachbardisziplin nennt, das zu berücksichtigen man sich aber oft geradezu hütet. Die Beschränkung auf die eigene (und selbst doch gar nicht so gut definierte) Wissenschaft wird sekundär rationalisiert mit Bemerkungen wie ›in der Linguistik müsse man linguistisch, in der Psychologie psychologisch denken‹. Weder dieses Argument ist akzeptabel noch der Einwand, Meinen und Verstehen seien rein psychologische Tatbestände und deshalb sei nur die Psychologie für ihre Klärung zuständig: um über Sprachliches sprechen, um etwas über sprachliches Geschehen wissen zu können, kann die Psychologie weder auf die Sprachwissenschaft noch auf die Philosophie der Sprache verzichten. Gerade die Psychologie bedarf der Hilfe dieser anderen Wissenschaften, um nicht in planlosen Empirismus oder aber in leere Begriffsklitterung zu verfallen. Aber auch Linguistik und Sprachphilosophie vermögen, wie das Unbehagen zeigt, von welchem oben die Rede war, eine befriedigende Klärung nicht jeweils allein zu erreichen – sie benötigen die Psychologie, um durch den Widerstand der Realität (wieder ein in sich schon höchst fragwürdiger Begriff!) allzu planvoller Spekulation zu entgehen.

Das vorliegende Buch ist also sehr bewußt als Grenzüberschreitung *par excellence* angelegt. Es will dem Leser nicht *ein* System oder Modell des Meinens und Verstehens oder gar der Sprache oder des Sprechens vermitteln, denn solche Mo-

delle könnten beim gegenwärtigen Stand unseres Wissens nur entweder zwar realitätsnah, aber wenig aussagekräftig sein, oder allzu spekulativ. Was dieses Buch anstrebt, ist sowohl bescheidener als auch anspruchsvoller: es will durch ständiges Hin- und Her-Gehen zwischen Linguistik, Psycholinguistik und Sprachphilosophie dem Leser deutlich machen, was er berücksichtigen sollte, wenn er über Meinen und Verstehen nachdenkt, und wie er dabei besser nicht denken sollte.

Viele dieser Hinweise werden, wie der letzte Satz schon andeutet, negativ formuliert sein. Insbesondere am Anfang, bei der Besprechung der Generativen Linguistik, wird der Tenor des ›So geht's aber nicht‹ überwiegen. Das hat seinen wissenschaftshistorischen Grund: die Generative Linguistik hat seit 1956 Erfolge verbucht wie kaum eine andere Wissenschaft in so kurzer Zeit. Sie stellt bei weitem das eindrucksvollste und geschlossenste System im Bereich aller Sprachwissenschaften dar. Gerade der fast messianische Anspruch, mit welchem sie vielfach vertreten wurde und noch vertreten wird, macht ihr Schweigen (oder ihre nichtssagenden Antworten) auf die Frage nach Meinen und Verstehen um so peinlicher.

Die Negativität mancher der folgenden Ausführungen hat aber noch einen anderen Grund: Wenn wir über Meinen und Verstehen nachdenken, so beginnen wir ja nicht mit Nichts, nicht mit einem vollständigen Nicht-Wissen. Aber wir wissen nicht genau, wie viel oder wie wenig wir wissen, und wir wissen nicht genau, was dabei ›Wissen‹ überhaupt heißt und was ein uns befriedigender Stand unseres Wissens wäre. Vor einer solchen Einsicht muß erst eine Reihe sich anbietender und Erfolg versprechender Denkmöglichkeiten mit- und bis an ihr Ende in der Sackgasse oder in der Wüste durchgedacht werden. Natürlich könnte man kühn versuchen, mit einer Definition von Meinen und von Verstehen zu beginnen, aber solche Formulierungen zeigen nur zu rasch: wenn wir zuwenig sagen, zerfließt unser Ansatz im Vagen, wenn wir zuviel sagen, zerbricht er an der Realität. Wir können Meinen und Verstehen auf der Landkarte unseres Wissens also nur zu lokalisieren versuchen, indem wir die Orte markieren, an denen unsere Ansätze auf dem Wege scheitern.

Trotzdem wird der Leser, so hoffe ich, am Ende mehr wissen, wenn auch vermutlich sein Wissen teilweise von der Art sein wird, die der heilige Augustinus so gekennzeichnet hat: wenn du mich nicht fragst, weiß ich es, wenn du mich fragst, weiß ich es nicht. Den wahrscheinlich sofort zu hörenden Einwand, ein derartiges Wissen sei keins, möge der Leser ignorieren: was ihm ein derartiges Wissen wert ist, hat keine Wissenschaftstheorie, sondern nur er selbst zu entscheiden.

Im ersten Kapitel wird anhand einer Diskussion des Zeichenbegriffs, seiner Implikationen und historischen Belastungen, eine Skizze der Problematik zu geben versucht. Dem fügt sich in Kapitel II ein Abriß der Entwicklung der Psycholinguistik in den fünfziger und sechziger Jahren an.

Damit ist die Szene vorbereitet für das Auftreten des Schlüssel-Begriffs der Generativen Linguistik, der Kompetenz. Wer Kompetenz sagt, braucht, wie die Geschichte lehrt, nicht auch Performanz zu sagen.

Kapitel IV zeigt die Generative Grammatik so, wie sie ihre Herrschaft über die Psycholinguistik (und über manches andere) ausgeübt hat: als Syntax, die unwillig eine arme Verwandte mit sich herumschleppt, nämlich die Semantik.

In Kapitel V wird der aus der orthodoxen Linguistik selbst kommende Ansatz behandelt, diese arme Verwandte ein wenig zu rehabilitieren; es gilt dem Lexikon und seinen Dimensionen. Bei der Eruierung dieser Dimensionen kommen wir bereits in ein sehr viel psychologischeres Klima, das vollends beherrschend wird in Kapitel VI, welches zeigt, wie man mit diesen semantischen Dimensionen und Eigenschaften das Funktionieren der Sprache verwendenden Menschen beschreiben und erklären kann. Es zeigt auch, was man mit Modellen dieser Art nicht kann.

Daraus wird in Kapitel VII eine relativ weitreichende Konsequenz gezogen: der Begriff der Sinnkonstanz wird eingeführt, um damit einiges von dem zusammenfassend beschreibbar und (vordergründig) erklärbar zu machen, was sich aus dem Vorangegangenen über Meinen und vor allem Verstehen ergeben hat.

Kapitel VIII schildert die Beiträge zu der uns interessierenden Problematik, welche durch die neueste Entwicklung der Linguistik selbst (die sog. Generative Semantik) geliefert

werden. Auch die beiden folgenden Kapitel dienen der Heranziehung von Hilfs-Material: in Kapitel IX wird die Philosophie der Sprache von Wittgenstein bis Searle um Unterstützung angegangen, in Kapitel X die russische Sprachpsychologie und Sprachphysiologie.

Auf diese Weise wird die inhärente Gerichtetheit schon der ›Elemente‹ sprachlichen Handelns deutlich und die Tatsache, daß der sprachliche Akt eingebettet ist in einer noch-nicht-sprachlichen Situation. Letztere wird in Kapitel XI durch kommunikationspsychologische und soziolinguistische Befunde erhellt.

Sprache hat verschiedene Anfänge: phylogenetisch, ontogenetisch, aktualgenetisch. In Kapitel XII wird versucht, in diesen Anfängen die Grundzüge von Meinen und Verstehen aufzuzeigen.

Das Feld, in welchem Sprache geschieht, ist immer um ein Ich zentriert: Kapitel XIII zeigt die Auswirkungen dieser Zentriertheit und die Mittel, mit denen die Lage des Zentrums dem Hörer signalisiert wird.

So entsteht die Konzeption, daß die sprachliche Äußerung als eine Reihe von Anweisungen zu interpretieren ist, nach denen der Hörer sein Bewußtsein zu ändern hat. Diese Anweisungen organisieren sich im Satz – deshalb fragt Kapitel XIV ›Was geschieht in einem Satz?‹

Im Verarbeiten sprachlicher Äußerungen ist der Hörer in gewissem Grade frei, er kann verschiedenen Strategien dabei folgen; immer bleibt dabei sein Ziel, durch die Wörter und den Satz ›hindurch‹ zu sehen auf das Gemeinte; Kapitel XV handelt dementsprechend von den Ebenen und Vektoren des Verstehens.

Kapitel I

Die Problematik des Zeichens als Zeichen der Problematik

Die Sprachwissenschaft wie auch die Psychologie der Sprache haben früh erkannt, daß für die wissenschaftliche Analyse der Sprache ein ganz besonderer Begriff erforderlich oder doch heuristisch fruchtbar ist, der sozusagen *das* in nuce faßt, was man als das entscheidende Charakteristikum der Sprache auffassen muß: daß sie das Nicht-Hier und das Nicht-Jetzt besprechbar und damit dem Bewußtsein, dem Denken, Planen und Berichten verfügbar macht. Dieser zentrale Begriff ist der des Zeichens. Eine Sprache kann als Sprache funktionieren, weil sie mit Zeichen operiert.

Der Begriff des Zeichens erscheint also zunächst als Charakteristikum der *Funktion* der Sprache. Unter diesem Aspekt kann man beispielsweise phylogenetisch untersuchen, wann und zu welchem Zweck Zeichen eingesetzt werden; dieser Aspekt liegt, wie wir noch sehen werden, auch noch der informationstheoretischen Konzeption des Zeichenbegriffs zugrunde; seine bis heute klarste Form erfährt er im Organon-Modell K. BÜHLERs (1934). Zeichen ist das, was uns dazu bringt, durch die Sprachlaute veranlaßt und sozusagen »durch sie hindurch« das zu verstehen, zu wissen und eventuell zu tun, was der Sprecher durch die Äußerung dieser Sprachlaute meint.

Machen wir uns aber klar, daß diese funktionalistische Konzeption des Zeichens für die Linguistik, jedenfalls in den meisten ihrer neueren Schulen, *nicht* kongenial war. Diese für jeden Nicht-Linguisten zunächst befremdliche Tatsache erklärt sich aus dem Verständnis, das die Linguisten von der Aufgabe ihrer Wissenschaft haben; es soll hier andeutungsweise skizziert werden.

Der von der allgemeinen Sprachwissenschaft zu bearbeitende, zu analysierende, zu beschreibende Gegenstand ist nicht die im Kommunikationsprozeß verwendete Sprache, sondern sozusagen die *Sprache an sich* oder, um es in den SAUSSUREschen Begriffen auszudrücken, nicht *la parole*, sondern *la langue*.

Diese Begriffsdichotomie war eine entscheidende Wegekreuzung für die Entwicklung der Linguistik. La langue ist das abstrakte System der Sprache, das im Gehirn jedes Mitglieds der betreffenden Sprachgemeinschaft fast wie ein weitverbreitetes Konversationslexikon existiert, von dem viele identische Exemplare verteilt worden sind. Das heißt: la langue existiert nach SAUSSURE in jedem Individuum, ist aber ein überindividueller Tatbestand!

La parole demgegenüber wird in jedem Augenblick der aktuellen Sprachverwendung neu geschaffen unter dem vorschreibenden Einfluß von la langue.

Man erkennt, daß diese Zweiteilung den Gegenstand der Linguistik aus dem sprachlichen Geschehen sozusagen heraushebt als das, was im Wandel und in den Zufälligkeiten dieses Geschehens überdauernden Bestand hat (jedenfalls für die hier allein interessierende synchronische Betrachtungsweise) und zugleich die formende Kraft dieses veränderlichen sprachlichen Geschehens ist. (Ein Grund für diese Vorgehensweise ist vermutlich das, was APEL [1973] das »Psychologismus-Verdikt« nennt, das über HUSSERL auf FREGE zurückgeht und die ganze Problematik des *Entdeckens* etwa vorhandener sprachlicher Strukturen als höchstens für die Psychologen interessant abtut, während wissenschaftslogisch relevant allein die logische *Rechtfertigung* der Struktur ist.)

Was die Linguistik mindestens seit SAUSSURE als das Objekt ihrer Wissenschaft betrachtet, ist also eine statische Struktur, die bereits einen Schritt hinter dem uns in der Realität zunächst allein begegnenden sprachlichen Geschehen steht.

Auf den Gedanken, dem Objekt Sprache eine von seiner Verwendung ablösbare und nach dieser Ablösung allein bearbeitbare Existenzform zuzuschreiben, wäre man übrigens vor der Erfindung der Schrift wohl nicht gekommen. Sie suggeriert ja in starkem Maße den statischen, produkthaften Charakter der Sprache – und das ist es auch heute noch, wie HARTMANN (1974) formuliert, wonach die Linguistik fragt: Produkt, nicht Produktion.

Mit dieser generellen Wendung von »Sprache als Funktion« zu »Sprache als statisches System« verändert sich ganz entsprechend auch die Konzeption des Zeichens. Aus dem Be-

griff für *die* charakteristische *Funktion* der Sprache wird »Zeichen« in der modernen Linguistik zum tragenden *Element* der Sprache.*

Zeichen als Element der Sprache: damit ändert sich auch die Frage, die man im Gang unserer Analyse nun konsequent als nächste stellt: hätte BÜHLER (oder übrigens auch ein marxistischer Semiotologe wie SCHAFF) gefragt, was der sprachbenutzende Mensch mit Hilfe von Zeichen *tut*, so fragt der Linguist, was ein Zeichen *sei*. »Das Zeichen« hat sich verselbständigt – ein Vorgang, für welchen die Linguistik heute teuer dadurch bezahlen muß, daß sie eine eigene »Lehre von der Verwendung der Zeichen«, d. h. eine Pragmatik nachträglich hinzuerfinden muß.

Zunächst aber sind mit dieser Verselbständigung des Zeichens, dieser Abhebung aus dem jeweiligen Akt des (sprachlichen und außersprachlichen) Geschehens jene großartigen Analysen möglich geworden, die uns als Leistung der modernen, auf *la langue* konzentrierten Sprachwissenschaft imponieren. Zeichen als Element der Sprache ist eine Konzeption, die auch jener Auffassung kongenial war, welche Sprache im wesentlichen als Austausch von Information begreift: der Sprecher gibt von dem ab, was er hat, so daß der Hörer etwas bekommt, was er bisher noch nicht hatte.

Mit der Verselbständigung des Zeichens und der ihr korrespondierenden Vernachlässigung von *la parole* ist freilich auch die Möglichkeit entstanden, jene Systeme von Zeichen-an-sich und Systeme von Verkettung-an-sich-von-Zeichen-an-sich zu entwerfen, die *eine* Wurzel des Unbehagens sind, von dem wir ausgegangen sind.

Hat man dem Zeichen einmal den Charakter einer Substanz, eines Dings zugesprochen, so kann das Problem, es genauer zu definieren, auf zwei Wegen angegangen werden, die sich übrigens nicht völlig ausschließen; wir nennen sie schlagworthaft den referentiellen und den strukturalistischen.

Die referentielle Auffassung, um viele Jahrhunderte älter und daher noch nicht so an dem Schönheitsideal der Forma-

* Genau besehen sind wir einer derartigen Verschiebung auch schon in unserem obenstehenden Satz erlegen, Sprache operiere »mit Zeichen«. Wenn man schon das verführerische Substantiv »Zeichen« verwendet, so wäre es vermutlich besser zu sagen, Sprache operiere durch Zeichen – oder: die Sprachbenutzer operieren mit Zeichen.

listen orientiert, läßt wenigstens noch ahnen, daß sie einmal aus der Darstellungsfunktion der Sprache erwachsen ist. Zeichen wird nach ihr am besten charakterisiert durch das scholastische »stat aliquid pro aliquid«.

Auch wenn die Übersetzung dieses Satzes klar ist, lohnt sich zu überlegen, was damit gemeint sein kann. Ein Zeichen steht für etwas anderes, für das Bezeichnete. Und die Tatsache dieses Für-einander-Stehens, diese Relation wiederum läßt uns sagen, ein Zeichen habe Bedeutung.

Hält man hier einen Augenblick inne, so wird einem klar, wie unglaublich ansteckend offenbar der psychologische Vorgang der Verdinglichung ist, den wir schon beim Übergang vom »etwas meinen« oder »bezeichnen« zu »dem Zeichen« kennengelernt haben: jetzt »hat« »das Zeichen« sozusagen noch etwas Zusätzliches, nämlich »Bedeutung«. Präziserer Sprachgebrauch müßte die Tautologie betonen, die in einer Feststellung wie »ein Zeichen hat Bedeutung« steckt.

Ist man sich der gefährlichen Unschärfe der hier häufig verwendeten Ausdrucksweise bewußt, so kann man sich daran machen, die drei Probleme zu überlegen, die sich am jetzt erreichten Punkt stellen:

- wie »erhält« ein »Zeichen« »Bedeutung« (besser: wie wird aus dem, was später Zeichenträger genannt werden soll, ein Zeichen)?
- was ist unter »das Bezeichnete« zu verstehen?
- was heißt – last not least – »für-etwas-stehen«?

Wenn wir uns der ersten der eben aufgeworfenen Fragen zuwenden, so ist es sicher nötig, sozusagen den phylogenetischen Horizont zu erhellen, vor dem das Zeichen in der uns vor allem interessierenden Form des (menschen-)sprachlichen Zeichens steht. (*Gegen* eine derartige Berücksichtigung phylogenetischer, biologischer Fakten beim Durchdenken dessen, was die wesentlichen Merkmale der menschlichen Sprache ausmacht, hat sich merkwürdigerweise CHOMSKY gewandt; wir werden darauf und auf die Entgegnung TOULMINs bei der Diskussion des Kompetenzbegriffs noch einzugehen haben, s. S. 41.) Wir können zwar nicht erwarten, eine sozusagen lückenlose Entwicklungsreihe aufzudecken, die in der menschlichen Sprache endet, aber die Analyse dessen, was im Tierreich an »Zeichengebrauch« vorhanden ist

(erinnert sei an die Untersuchungen von FRISCH, HEINROTH, LORENZ, SEBEOK und vielen anderen) und die Analyse dessen, was dort an Zeichengebrauch durch das Eingreifen des Menschen möglich wird und was nicht möglich wird (man denke an KÖHLERs Untersuchungen, an PREMACK, an die Schimpansin Washoe der GARDNERs), läßt uns erkennen, daß »Zeichen« im Duktus einer Handlung nötig und möglich wird. (Ausführlicher dazu HÖRMANN 1967, S. 8 ff. und S. 20 ff.) Das »Zeichenwerden« von etwas, das bisher nicht Zeichen war, kann dabei an eine spezifische Veränderung der Erbmasse gebunden sein, so daß das einzelne Individuum schon von Geburt an die Fähigkeit besitzt, *bestimmte* perzeptive oder kinästhetische Patterns als »Zeichen für etwas (bestimmtes) anderes« zu verwenden. Für den Menschen jedenfalls, vermutlich aber auch für höhere Primaten, wird viel wichtiger jedoch eine sehr viel generellere Fähigkeit, nämlich Zeichen durch Festlegung oder Übernahme von Konventionen zu schaffen. Vor jedem Lernakt muß diese von CASSIRER betonte *Fähigkeit* zum Als-Symbol-Auffassen schon vorhanden sein. Das ergibt sich zwingend, wenn man die Zufälligkeit und die Instabilität des bloßen Lernaktes betrachtet. Die interpersonale Sinnkonstitution der Zeichen (G. H. MEAD) ist nur in einem mehr als nur punktuelle Lernakte umfassenden Rahmen der kommunikativen Erfahrung möglich*. Was uns hier als Phänomen der Bedeutungstransparenz entgegentritt – daß wir *im* Laut, *in* der Geste der Hand und *durch* sie das wahrnehmen, was sie bedeuten, nämlich den Gruß oder die Drohung oder den Hinweis –, ist *als Prinzip* in der Wahrnehmung jedenfalls der höheren Lebewesen immer enthalten; BRUNER hat es einmal mit dem nicht ganz glücklichen Ausdruck »going beyond the information given« benannt. Tatsächlich *schaffen* wir Information, indem wir über die (retinalen, auralen ...) Sinnesdaten hinausgehen. Etwas verstehen heißt in diesem Sinne, etwas durch die Sprache hindurch als das erkennen, was gemeint ist. (Ganz ähnlich: ein Kunstwerk als solches erkennen und schön finden, heißt: durch es »hindurch« den intendierten ästhetischen Gegenstand erkennen.) Etwas verstehen

* Vgl. dazu K. O. APELs C. W. Morris und das Programm einer pragmatisch integrierten Semiotik, Düsseldorf 1973.

ist also eine Manifestation jener allgemeinen Fähigkeit, die in der menschlichen Sprache ihre vielleicht höchste, aber eben keineswegs einzige Ausprägung erfährt. Für HUSSERL ist *jedes* Wahrnehmen ein Akt des Deutens (*Log. Unters.* II, S. 363 ff.), und unter HUSSERLs Einfluß gewinnt diese Auffassung auch in der nicht-behavioristischen Psychologie Gewicht gegenüber der älteren, elementaristischen, wonach Wahrnehmung durch eine Addition von Sinnesdaten entsteht. Schon 1909 sagt v. ALLESCH:

»Wir ergänzen ja die Formen zu Gestalten, wir erkennen sie als menschliche, wir denken Menschen in ihnen und in jeder Gebärde ist Menschliches . . . Dieses Begreifen und Ergänzen ist nichts anderes als ein Auffassen der Erscheinungen *im Hinblick auf* ein bestimmtes Wissen. Die Ergänzung geht gleichsam von Stufe zu Stufe vorwärts, und wir sind ganz gelenkt von dem subjektiven Bedürfnis der Ausgestaltung unserer Anschauung« (1909, S. 498).

Und vierzig Jahre später sagt ARNHEIM ganz dem entsprechenden

»perception consists in the application, to the stimulus material, of perceptual categories . . . which are evoked by the structure of the given configuration. These categories are the indispensable prerequisites which permit us to understand perceptually« (1947).*

Schon beim wahrnehmenden Erfassen eines Gegenstandes ist also ein Hinausgehen über die Sinnesdaten nötig; das Phänomen der Formkonstanz demonstriert uns die Dominanz des *intendierten* Gegenstandes über den Aussagewert des bloßen Netzhautdatums.

Die Manifestationen dieser einen Fähigkeit werden nun differenziert durch das Ausmaß der »Codiertheit«, in welcher sie sich jeweils vollziehen. Zwischen dem noch ganz »naturnotwendigen« Symptom im BÜHLERschen Sinne und dem ganz willkürlich vereinbarten Symbol sind eine Reihe von Abstufungen anzunehmen, Abstufungen des Grades sowohl der kommunikativen Verlässlichkeit als auch der freien

* Wir stellen diese Überlegungen, von denen es nur ein kleiner Schritt zum heute allgemein verbreiteten Analysis-by-Synthesis-Modell der Wahrnehmung ist, schon hier relativ ausführlich vor, weil sie als roter Faden dieses Buch vielfältig durchziehen.

Verfügbarkeit (was nicht dasselbe ist!) dessen, was da nun als sozial wirksames Signal verwendet wird. Der Ritualisierung auf der Senderseite (HUXLEY) steht auf der Empfängerseite eine zunehmende Semantisierung (WICKLER) gegenüber, die man sich nach dem oben Gesagten aber eben nicht als plötzliches Auftreten einer qualitativ neuen Dimension des Verhaltens vorzustellen hat. Wieviel man an grundlegenden Einsichten auch und gerade über das Sprachverhalten des Menschen aus Analysen solcher vorsprachlichen Kommunikationsformen gewinnen kann, zeigen, um nur zwei herausragende Beispiele zu nennen, PLOOGs (1972) Untersuchungen über die Kommunikation in Affengesellschaften und EFRONs Analyse des Traditionsfaktors in der Gestik italienischer und jüdischer Einwanderer in den USA (1941).

Die hier vertretene Annahme einer jeder Zeichenverwendung vorausgehenden und für sie grundlegenden *Fähigkeit*, etwas als Hinweis auf etwas anderes aufzufassen, steht übrigens keineswegs, wie SCHAFF (1960) meint, im Gegensatz zu der unter anderem auch von marxistischen Theoretikern vertretenen Ansicht, daß »Zeichen« sich aus Kooperation ergibt; die postulierte Fähigkeit, hinter die Sinnesdaten und durch sie hindurch zu sehen und etwas mit ihnen Gemeintes zu verstehen, ist ja nur die Voraussetzung für Entstehung und Funktionieren von Zeichen. Welches Sinnesdatum (oder in OSGOODs später zu besprechender Terminologie sign-to-be) dann durch die Herausbildung eines Codes zum Zeichen wofür wird, das hat wieder seine biologischen Grundlagen (LENNEBERG, PLOOG 1972, TOULMIN 1971), manchmal seine akustischen Prädilektionen (es sei an das Phänomen der Lautsymbolik erinnert: WERNER, ERTEL 1969) und in vielen Fällen seine lerntheoretisch zu beschreibende Entstehungsgeschichte (von PAWLOW bis OSGOOD). Fast immer aber wird man in der Genese eines Kommunikationssystems – wenn auch natürlich nicht jedes einzelnen Zeichens – das kooperative Handeln finden. Ein solches System beginnt sich zu formen, wenn Leitlinien des Tuns in ein abgehobenes, »nur« noch signifizierendes Medium verlagert werden – die Entstehung dieses ersten »Sprachspiels« hat WITTGENSTEIN (1960) klar skizziert: im Duktus ge-